Außer den Fallgruben steht aber den Menschen noch ein anderes furchtbares Mittel zur Verfügung — das Gift. Da die Pflanzenwelt unzweifelhaft älter als die Tiere ist, so haben Giftstoffe dem Menschen von jeher zur Verfügung gestanden. Hiervon abgesehen, hat ja auch die Tierwelt in den Schlangen Giftträger in hinreichender Anzahl produziert. So lesen wir, daß manche Negerstämme giftige Schlangen an den regelmäßig vom Wilde betretenen Steigen, den sog. Wechseln, festbinden und dadurch den riesigen Kaffernbüffel erbeuten — also ohne eiserne Waffe, ja ohne Bogen oder Stein. Der Jaguar ist gewiß ein gewaltiges Raubtier, und trotzdem muß Brehm zugeben, daß die älteste Jagdart der Indianer zwar tückisch, aber die sicherste sei. Aus einer riesigen Bambusart, schreibt er, fertigt sich der Indianer seine uralte Waffe, ein Blasrohr, aus der Wedelrippe eines Palmbaumes oder aus Dornen kleine schmächtige Pfeile, welche sicherer und tiefer treffen als die Kugeln aus der besten Büchse. Die Pfeile sind mit dem mörderischen Urariqift getränkt. Haben indianische Jäger Hunde bei sich, so erlegen sie den Jaguar ohne alle Gefahr. Die Hunde stöbern das Raubtier auf, jagen es gewöhnlich auf einen schiefstehenden Baum und verbellen es. Dort wird es dem Indianer zum bequemen Zielpunkte. Aus ziemlich weiter Entfernung sendet er seine fürchterlichen Pfeile nach der gewaltigen Katze ab, einen nach dem andern. Diese achtet kaum des kleinen Ritzes, welche die Geschoße ihr beibringen, hält vielleicht das Pfeilchen bloß für einen Dorn, der sie verwundete, erfährt aber schon nach wenigen Minuten, mit welcher furchtbaren Waffe ihr der Mensch zu Leibe ging. Das Gift beginnt zu wirken; ihre Glieder erschlaffen, die Kraft erlahmt, sie stürzt mit einigen Zuckungen auf den Boden, richtet sich noch einige Male auf, versucht, sich fortzuraffen, und bricht dann plötzlich zusammen, zuckend, verendend. Mit einer giftigen Waffe kann der kleinste Knabe augenscheinlich das stärkste Raubtier tödlich verwunden.

Von den Kunstgriffen, die so ziemlich bei allen Tieren anwendbar sind, will ich ganz absehen. Schildert uns doch beispielsweise Plinius, daß durch Zufall ein gätulischer Hirt dahinterkam, daß man einen ausgewachsenen Löwen leicht fangen könnte. Er warf ihm nämlich seinen Mantel über den Kopf, und die Bestie war durch diese Blendung so verwirrt, daß sie gefesselt werden konnte. Mittels Fallgruben hat also der Mensch bereits in den ältesten Zeiten die gefährlichsten Bestien lebendig gefangen und mittels Gift sie erlegt. Beide Mittel standen ihm von jeher zu Gebote. Aus diesem Grunde glaube ich ebenfalls nicht, daß unsere Urahnen den gewaltigen Sauriern so machtlos gegenüberstanden. Wie heutigentags Dickhäuter und Büffel gerade durch ihr gewaltiges Gewicht gefährdet sind, da sie beispielsweise leicht im Treibsand versinken, so muß diese Gefahr erst recht für die vorweltlichen Kolosse bestanden haben. Ihre Schwerfälligkeit mußte dem Urmenschen die Flucht leicht machen, da er es nicht nötig hatte, Bäume zu erklettern, sondern das Betreten eines sumpfigen Terrains bereits genügte. Wir vergessen gar zu leicht, daß der Mensch in seinem Gehirn eine Waffe erhielt, die furchtbarer war, als die Pranke des Löwen oder das Gebiß des Krokodils.

Das „In-den-April-schicken“.

Von Walter Berg.

Es ist eine stets geübte und im Grunde harmlose Sitte, am ersten Tage des vierten Monats die Mitmenschen „in den April“ zu schicken. Bereits die Kinder vergnügen sich mit dem alten Brauche. Da wird der eine in die Apotheke geschickt, Mückenfett oder ungebrannte Asche zu holen, der andere wartet vergeblich an einem bestimmten Orte auf einen versprochenen Genuß. Aprilnarren sind es. Doch nicht nur die Kinder, auch Erwachsene belustigen sich damit, Bekannte und Unbekannte in den April zu schicken. Namentlich sind es die Zeitungen, die teils durch unsinnig-geistreiche Artikel ihre Leser verblüffen, teils Scharen von Menschen durch eine Notiz, die den Stempel des Erfundenseins an der Stirne trägt, aber dennoch vielfach geglaubt wird, zu einer Sehenswürdigkeit locken. Beliebt sind zu letzteren: das durch einen Fluß transportierte Nilpferd, die vom Eisenwurm angefressene Brücke, das in der Stadt entdeckte Kohlenlager, der in der Badeanstalt gefangene Hecht und ähnliche Absonderlichkeiten. Viel Vergnügen, nur nicht den Hereingefallenen, bereiten auch die oft vorzüglichen Aprilscherze größerer politischen Zeitungen. Schon häufig sind solche von Blättern gegnerischer Richtung geglaubt und ernsthaft behandelt worden. — Auf dem Lande ist das Aprilschicken ebenfalls sehr beliebt. So wird im Hannoverschen beim Moorstechen die Kleinmagd ins Dorf geschickt, den „Moshaken“ zu holen. Der eine Bauer weist sie an den andern, bis endlich eine gutmütige Hausmutter sagt: „Deern, jon Ding gift jo garnich!“ In anderen Gegenden ist es die „Darmhaspel“ oder sonst ein nicht existierendes Gerät, das geholt werden soll und das dem Beauftragten eine halbe Dorfwanderung einträgt, wenn ihm nicht ein Licht aufgeht.

Woher stammt denn nun eigentlich die Sitte, „in den April“ zu schicken? Das weiß man nicht recht. Es gibt eine ganze Menge von Erklärungen, deren glaubhafteste ich hier kurz anführen will. Hampson schreibt in seiner Chronologie: Die Sitte, sich am 1. April gegenseitig zum Narren zu halten, ist sehr alt. Der Brite sagt: making him an April fool, d. h. ihn zum Aprilnarren machen, und unter „poisson de avril“ versteht der Franzose sowohl den Geoppten, als den Streich, den man ihm gespielt hat. Wenn aber die Franzosen die Sitte des Aprilschickens darauf zurückführen wollen, daß es einem lothringischen Prinzen, der unter Ludwig XIII. auf dem Schlosse in Hanen in Haft gesetzt war, gelang, am 1. April die Wächter zu täuschen und so zu entkommen, so ist das sehr unwahrscheinlich. Nach anderer französischer Meinung hat der 1. April seinen Charakter als Täuschungstag von einer Verordnung Karls IX. von 1564. Dieser verlegte das bis dahin am 1. April gefeierte Neujahrsfest auf den 1. Januar. Die Neujahrsgeschenke wurden also von da ab am 1. Januar gegeben; am 1. April aber schickte man solchen, die sich nicht in die neue Ordnung finden wollten, spöttische Glückwünsche und wertlosen Flitter, was man als Aprilfische (poisson de avril) bezeichnete. In Lissabon ist es Sitte, am 1. April die Vorübergehenden mit Wasser zu bespritzen oder ihnen Mehl ins Gesicht zu blasen. In Rußland ist das Aprilschicken so eingerissen, daß sich sogar der russische Hof daran beteiligt. Von Zar Peter dem Großen erzählt man, daß er einst ganz Petersburg durch eine fingierte Feuersbrunst auf die Beine brachte und den ganzen Hofstaat zur Hilfeleistung aufbieten ließ. Die auf dem vermeintlichen Brandplatze Ankommenden begrüßte er dann mit dem Rufe: „April!“ — Anno 1530 schickte einst der deutsche Reichstag das ganze heilige römische Reich deutscher Nation „in den April“. Das kam so. Der Türkenkrieg erforderte sehr viel Geld, und deshalb beschloß man, das gesamte Münzwesen neu zu regulieren. Zu diesem Zwecke setzte man als besonderen Münztag den 1. April fest. Aber es wurde nichts daraus. Die ganze Finanzwelt war — wenn auch unfreiwillig — zum Narren gehalten worden.

Schon im alten Orient läßt sich das Aprilschicken nachweisen. Seit unvordenklichen Zeiten ist es nämlich in Indien Brauch, während des Frühlingsfestes, das Ende März oder Anfang April gefeiert wird, Aprilnarren zu machen. Da werden Aufträge gegeben, die auf eine Täuschung hinauslaufen. Man gibt schriftliche Einladungen im Namen von Personen, die in der anberaumten Zeit nicht zu Hause sind und ähnliches mehr. Gerade wie bei uns. Es liegt also nahe, aus diesem Frühlingsfeste heraus eine Erklärung für die Entstehung des Aprilschickens zu geben, besonders weil nachgewiesenermaßen die Kelten sehr leicht die Vermittler der närrischen Sitte gewesen sein können. Des weiteren wird das Aprilschicken auch auf die Passionsgeschichte zurückgeführt. In früheren Zeiten bei den osterfestlichen Spielen im Mittelalter führte man in der Kirche die Szene auf, wie Christus umhergeschickt wird von Hannas zu Kaiphas, von Pontius Pilatus zu Herodes und wieder zurück. Hierher gehört auch die Redensart: „er läuft von Pontius zu Pilatus“, d. h. er ist selbst nicht klar, wohin er will, sein Beginnen ist zwecklos. Im Volksaberglauben ist der 1. April sehr übel beleumundet. Geschäftliche Unternehmungen an diesem Tage sind von vorne herein verloren. Eine Ehe, am 1. April geschlossen, wird unausbleiblich eine unglückliche sein. Diesen schlechten Ruf hat der April sich selber zu verdanken; denn so launisch und unberechenbar wie er betreffs der Witterung, ist keiner seiner Brüder. „Der April macht was er will,“ sagt der Landwirt und ist froh, wenn er den gefährlichen, nicht selten noch mit Eis und Schnee umherwerfenden Burschen hinter sich hat. — Hoffentlich narrt er diesmal in bescheidenen Grenzen.

Die größte Schule der Welt.

Von Hans Arnold.

Dieses moderne pädagogische Wunder, das in der ganzen Welt einzig dasteht, ist nicht etwa ein Schulhaus oder eine Anstalt — sondern eine ganze Stadt, in der jeder Einwohner „in die Schule geht“. Diese merkwürdige Schulstadt heißt Chautauqua und liegt im westlichen Zipfel des Staates New-York an einem herrlichen See, ungefähr von der Gestalt und Größe des Genfer Sees in der Schweiz. Im Winter ist Chautauqua fast menschenleer, aber im Sommer, im Juli und August, sind seine 200 Bretter-

TECHNISCHE UNIVERSITÄT DARMSTADT
http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/Zb-662-1908/0050
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt